

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 35

Artikel: Südseegeschichten [Fortsetzung]
Autor: London, Jack
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

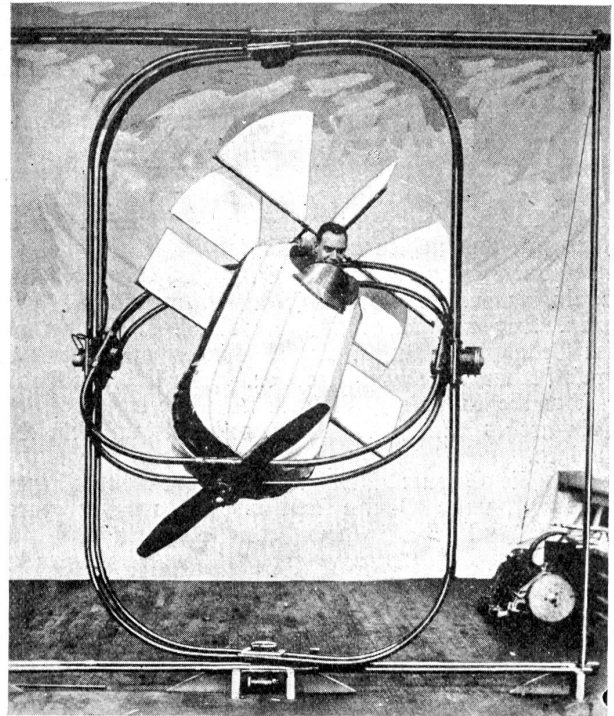
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich an diese störenden Begleitumstände gewöhnen, ferner kann er die zur Steuerung des Flugzeuges erforderlichen Handgriffe und Bewegungen erlernen, so wie er es später brauchen wird.

Seine FüÙe ruhen auf dem Steuerquerholz, er hat den Steuerhebel in der Hand und kann somit sein „Erstlingsflugzeug“ aus jeder Lage, in die ein Flugzeug kommen kann, durch zweckmäßige Betätigung der Steuergeräte ausrichten, wobei das Gefühl, daß ihm nichts zustoÙen kann, ihm die nötige Sicherheit gibt. Vor seinen Augen befindet sich die Geräte-Tafel mit Kompaß, Uhr, Geschwindigkeitsmesser, Neigungsmesser, Fliegerhorizont und anderen Geräten, die es ihm ermöglichen, sich die höhere Kunst anzueignen, nach der Beobachtung der Geräte die sich daraus ergebenden Griffe automatisch auszuführen.

Auch vom Standpunkt des Lehrers leistet dieser Apparat vorzügliche Dienste. Er kann den Bewegungen des Schülers genau folgen und seine Fortschritte beurteilen. Bemerkt er irgendwie Fehler in der Betätigung der Steuerhebel oder will er eine Erklärung einschalten, so kann er das Fluggerät jederzeit anhalten, um den Schüler zu unterweisen.

Auch die hohe Schule des Fliegens, das Blindfliegen, kann in diesem Apparat erlernt werden. Dem Schüler wird ein Helm über den Kopf gestülpt, der ihm den Horizont und die Aussicht auf Himmel und Erdboden verdeckt. Er muß sich dann in jeder Lage nur an Hand der Instrumente zurechtfinden und das Flugzeug immer wieder entsprechend der Stellung der verschiedenen Zeiger ausrichten, wie es ein Flieger bei Nacht oder in dichtem Nebel tun muß.



Die fliegende Badewanne. — Ein Gleitflug.

9

Jack London / Südfseegeſchichten. (Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Der blaÙe Schrecken. (SchluÙ.)

Am Morgen ſegelten die zwei Schoner aus Luu mitten in der Lagune auf uns los. Der Paſſat wehte kräftig, und ſie fuhren uñſere Kanus zu Duſenden über den Haufen. Und die Flinten ſprachen unaufhörlich. Wir zerſtreuten uns wie fliegende Fiſche vor der Bonita, und wir waren unſer ſo viele, daß wir zu Tauſenden auf die Inſeln hier und dort am Rande des Atolls entkamen.

Und dann jagten uns die Schoner die Lagune auf und ab. Zur Nachtzeit entſchlüpfen wir ihnen. Aber am nächſten Tage oder in zwei, drei Tagen erwarteten wir, die Schoner zurückzukehren und uns nach dem andern Ende der Lagune jagen zu ſehen. Und ſo kam es. Wir zählten und beklagten unſere Toten nicht mehr. Zwar waren wir viele und ſie wenige. Aber was konnten wir tun? Ich war in einem der zwanzig mit Männern gefüllten Kanus, die den Tod nicht fürchteten. Wir griffen den kleinſten Schoner an. Sie ſchoßen uns in Haufen nieder. Sie warfen Dynamit in die Kanus, und als ihnen das Dynamit ausging, goßen ſie heißes Waſſer auf uns herab, und die Flinten hörten nicht auf zu ſprechen. Und die, deren Kanus zertrümmert waren, wurden im Wegſchwimmen erſchoßen. Und der Steuermann tanzte oben auf dem Kajütendach herum und brüllte „Hu! Hu! Hu!“

Jedes Haus auf jeder kleinſten Inſel wurde verbrannt. Nicht ein Schwein oder Huhn wurde am Leben gelaffen. Unſere Habe wurde mit dem Blut der Erſchlagenen beſudelt oder mit Korallenblöcken bedeckt. Wir waren fünfundzwanzigtauſend auf Dolong, ehe die Schoner kamen. Heute ſind wir fünftauſend. Als die Schoner wegfuhren, waren wir nur dreitauſend, wie du ſehen wißt.

Schließlich wurden die drei Schoner müde, uns hin und her zu jagen. So fuhren ſie alle drei nach Nihi im Nordoſten, und dann trieben ſie uns beſtändig nach Weſten. Ihre neun Boote waren auch zu Waſſer gelaffen. Sie durchluchten jede Inſel auf ihrem Wege. Sie trieben uns, trieben uns, trieben uns Tag für Tag. Und jede Nacht bildeten

die drei Schoner und die neun Boote eine wachſame Kette, die ſich von einem Rand der Lagune bis zum andern erſtreckte, ſo daß wir nicht entwiſchen konnten. Sie konnten uns nicht ewig in dieſer Richtung treiben, denn die Lagune hat ja ihre Grenze, und ſchließlich wurden alle von uns, die noch lebten, auf die lehte Sandbank getrieben. Hinter uns war die offene See. Wir waren unſer zehntauſend, und wir bedeckten die Sandbank vom Rande der Lagune bis zu der donnernden Brandung auf der andern Seite. Keiner konnte ſich niederlegen. Es war kein Platz. Wir ſtanden Hüfte an Hüfte, Schulter an Schulter. Zwei Tage hielten ſie uns hier feſt, und der Steuermann kletterte in die Takelage, um uns zu verhöhnen und „Hu! Hu! Hu!“ zu brüllen, bis es uns ganz leid tat, daß wir ihm und ſeinem Schoner je ein Leid zugefügt hatten. Wir hatten nichts zu eßen und mußten zwei Tage und zwei Nächte auf den Füßen ſtehen. Die kleinen Kinder ſtarben, und die Alten und Schwachen ſtarben, und die Verwundeten ſtarben. Und das ſchlimmſte von allem war, daß wir kein Waſſer hatten, um unſern Durſt zu löſchen, und zwei Tage lang brannte die Sonne auf uns hernieder, und es gab keinen Schatten. Viele Männer und Frauen wateten ins Meer hinaus und ertranken, und die Brandung warf ihre Leichen wieder an den Strand. Und dazu kam eine Fliegenplage. Einige Männer ſchwammen zu den Schonern hinaus, aber ſie wurden bis auf den letzten niedergeſchoßen. Und uns, die wir noch am Leben waren, tat es ſehr leid, daß wir in unſerm Uebermut verurſacht hatten, den Dreimaſtſchoner zu nehmen, der zum Trepangfiſchen gekommen war.

Am Morgen des dritten Tages kamen die Schiffer der drei Schoner und jener Steuermann in einem kleinen Boot. Sie alle hatten Flinten und Revolver und wollten mit uns ſprechen. Nur weil ſie des Tötens müde wären, hätten ſie damit aufgehört, ſagten ſie. Und wir ſagten ihnen, daß wir es bereuten und daß wir nie wieder einem weißen Manne etwas Böſes tun würden, und als Zeichen unſerer Unterwerfung ſtreuten wir Sand auf unſre Köpfe. Und alle Weiber und Kinder brachen in lautes Jammern nach Waſſer

aus, so daß sich zeitweilig kein Mann Gehör verschaffen konnte. Dann wurde uns unsre Strafe mitgeteilt. Wir mußten die drei Schoner mit Kopra und Teprang füllen. Und wir stimmten zu, denn wir brauchten Wasser, und unser Herz war gebrochen, und wir wußten, daß wir Kinder im Kampf waren, wenn wir mit weißen Männern kämpften, die wie die Teufel sind. Und als die ganze Unterredung beendet war, stand der Steuermann auf, verspottete uns und brüllte „Hu! Hu! Hu!“ Darauf ruderten wir in unsern Kanus fort und suchten nach Wasser.

Und wochenlang arbeiteten wir, fischten Treprang, salzten ihn ein, sammelten Kokosnüsse und verarbeiteten sie zu Kopra. Tag und Nacht stieg der Rauch in Wolken von allen Gestaden der Inseln von Dolong empor, als wir die Strafe für unsre Uebeltat bezahlten. Denn in diesen Todestagen wurde es unsern Gehirnen deutlich eingepägt, daß es ein großes Unrecht ist, einem weißen Manne ein Leid zuzufügen.

Als die Schoner allmählich mit Kopra und Treprang gefüllt und unsre Bäume kahl von Kokosnüssen waren, riefen die drei Schiffer und jener Steuermann uns zu einer großen Besprechung zusammen. Und sie sagten, sie freuten sich, daß wir unsre Lektion gelernt hätten, und wir sagten zum zehntausendsten Male, daß es uns leid täte, und daß wir es nicht wieder tun wollten. Auch streuten wir Sand auf unsre Köpfe. Darauf sagten die Fischer, es wäre alles sehr gut so; um uns aber zu zeigen, daß sie uns nicht vergäßen, würden sie uns einen Teufel schiden, den wir nie vergessen und an den wir stets denken sollten, so oft wir Luft hätten, einem weißen Manne Böses zu tun. Darauf verspottete der Steuermann uns wieder und brüllte „Hu! Hu! Hu!“. Dann wurden sechs von unsern Leuten, die wir längst totgeglaubt hatten, von einem der drei Schoner an Land gesetzt, und die Schoner hielten die Segel und fuhren nach den Salomonsinseln. Die sechs an den Strand gesetzten Leute wurden als erste von dem Teufel gepackt, den die Schiffer uns geschickt hatten.“

„Eine große Krankheit kam“, unterbrach ich ihn, denn ich kannte den Kniff. Der Schoner hatte Masern an Bord gehabt, und die sechs Gefangenen waren der Krankheit frei ausgelegt worden.

„Ja, eine große Krankheit“, fuhr Oti fort. „Es war ein schrecklicher Teufel. Die ältesten Leute hatten noch nie so etwas gehört. Diejenigen unserer Priester, die noch am Leben waren, töteten wir, weil sie den Teufel nicht bezwingen konnten. Die Krankheit breitete sich aus. Ich habe gesagt, daß zehntausend von uns Hüfte an Hüfte und Schulter an Schulter auf der Sandbank standen. Als die Krankheit uns verließ, waren nur noch dreitausend am Leben. Dazu kam die Hungersnot, da wir all unsre Kokosnüsse zu Kopra verarbeitet hatten.“

Dieser Bursche Händler“, schloß Oti, „er sehr viel schmutzig. Er kai-kai (essen) Muscheln, wenn ganz stinken. Er wie großer Hund, kranker Hund, viele Flöhe an ihm. Wir keine Angst vor diesem Händler. Wir Angst weil er weißer Mann. Wir viel zu sehr wissen, daß nicht gut, weißen Mann töten. Dieser kranke Hund von Händler er viele Brüder, weiße Männer kämpfen wie Teufel. Wir nicht Angst vor Händler. Manchmal er machen Kanaken böse auf ihn, und Kanaken ihn wollen töten, Kanaken denken an Teufel und Kanaken hören diesen Steuermann rufen: „Hu! Hu! Hu!“, und dann Kanaken nicht töten.“

Oti befestigte ein Stück Tintenfisch, das er mit den Zähnen von dem noch lebenden und sich windenden Ungetüm gerissen, als Köder an seinem Haken, und Haken und Köder sanken wie weiße Flammen auf den Grund. „Hai nicht mehr hier“, fragte er. „Ich denken, wir fangen Menge Fische.“

Seine Leine zuckte wild. Er zog sie schnell, aber vorsichtig ein, und ein großer, schnappender Dorsch landete im Kanu.

„Sonne sie stehen auf, ich machen diesem verdammten Händler ein Geschenk das große Fisch“, sagte Oti.

Mauki.

Er wog hundertundzehn Pfund. Sein Haar war kraus und negerartig, und er war schwarz. Eigenartig schwarz. Weder blauschwarz noch purpurschwarz, sondern pflaumen-schwarz. Er hieß Mauki und war der Sohn eines Häuptlings. Er hatte drei Tambos. Tambo ist das melanesische Wort für Tabu und diesem polynesischen Worte am nächsten verwandt. Maukis drei Tambos waren folgende: Erstens durfte er nie einer Frau die Hand drücken, noch durfte die Hand einer Frau ihn oder etwas, was ihm gehörte, berühren; zweitens durfte er nie Muscheln oder eine Nahrung essen, die auf einem Feuer zubereitet war, über dem man Muscheln gekocht hatte; drittens durfte er nie ein Krokodil berühren oder in einem Kanu fahren, an dem sich irgend ein Teil eines Krokodils befand, und wenn er auch nur so groß wie ein Zahn gewesen wäre.

Von einem andern Schwarz waren seine Zähne, nämlich tiefschwarz oder eher rußschwarz. So hatte seine Mutter sie in einer einzigen Nacht gemacht, indem sie einen Anschlag von einem zerstoßenen Mineral darauf gelegt hatte, das in einer Grube hinter Port Adams gefunden wurde. Port Adams ist ein Fischerdorf auf Malaita, und Malaita ist die wildeste der Salomoninseln, so wild, daß weder Händler noch Pflanzler je festen Fuß auf ihr gefaßt haben, während seit der Zeit der ersten Treprangfischer und Sandelholzhändler bis zu den letzten, mit Maschinengewehren und Gasolinmotoren ausgerüsteten Arbeiterwerbenden Scharen weißer Abenteurer mit Tomahawk und abgeplatteten Sniderkugeln ausgerottet worden sind. Auch heute noch, im zwanzigsten Jahrhundert, ist Malaita das Jagdgebiet der Arbeiterwerber, die seine Küsten absuchen, um Leute zur Arbeit auf den Plantagen der benachbarten zivilisierten Inseln gegen einen Arbeitslohn von dreißig Dollar jährlich zu dingen. Die Eingeborenen dieser zivilisierten Nachbarinseln sind selbst schon zu zivilisiert, um auf den Plantagen zu arbeiten.

Maukis Ohren waren durchbohrt, nicht an einer oder zwei, sondern an mindestens einem Duzend Stellen. In einem der kleineren Löcher trug er eine Tonpfeife. Die größeren Löcher waren dafür zu groß, der Pfeifenkopf wäre hindurchgefallen. In den größten Löchern beider Ohren trug er runde Holzpföde von vier Zoll im Durchmesser. Der Umkreis besagter Löcher betrug rund zwölf und einen halben Zoll. Maukis Geschmac war außerordentlich unfaßend. In den verschiedenen kleineren Löchern trug er Dinge, wie leere Patronenhüllen, Hufnägel, Kupferschrauben, Bandenden, geflochtenes Tauwerk, grüne Blattstücke und, wenn es kühl war, rote Malvenblüten. Woraus zu ersehen ist, daß Taschen zu seinem Wohlbefinden nicht nötig waren. Im übrigen waren sie unmöglich, denn sein einziges Kleidungsstück bestand aus einem einige Zoll breiten Stück Kaliko. Ein Taschenmesser trug er im Haar, die Klinge über einer krausen Lode zusammengeklappt. Sein wertvollster Besitz war der Henkel einer Porzellantaße, den er an einem Schildpattring aufhing, der seinerseits wieder durch den Nasenknochen gezogen war. Aber trotz dieser Verschönerungen hatte Mauki ein nettes Gesicht. Es war wirklich, von jedem Standpunkt aus, ein hübsches Gesicht und für einen Melanesier sogar ein bemerkenswert gut aussehendes Gesicht. Der einzige Fehler dieses Gesichtes war sein Mangel an Strenge. Es war weiblich sanft, beinahe mädchenhaft. Die Züge waren klein, regelmächtig und fein. Rinn und Mund waren weich. Es lag weder Strenge noch Charakter in Riefen, Stirn und Nase. (Fortsetzung folgt.)